

LAURA FREUDENTHALER

Arson

Leseprobe

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2023 Jung und Jung, Salzburg

Alle Rechte, einschließlich der Vervielfältigung, Veröffentlichung, Bearbeitung und Übersetzung, bleiben vorbehalten

Umschlagbild: © Laura Freudenthaler

Umschlaggestaltung: Gerald Baumgartner

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-99027-287-9



JUNG
UND
JUNG

*If the keeper of the flame goes berserk,
so does fire.*

Stephen J. Pyne

Eine breite Straße, ansteigend, am höchsten Punkt ist das Bild gerahmt von Gebäuden, die Kulisse der Ausschnitt eines mächtigen steinernen Runds. Von links tritt ein kleiner Pulk auf, voran der Fremdenführer, rückwärts gehend, eine Standarte tragend. Wendet sich um, verschwindet am rechten Bildrand, die Gruppe ihm nach. Rufe branden auf, eine Menge berauscht sich am Klang ihrer Stimmen, verebben. Ich wache auf und weiß nicht, wo ich bin. Der Tag liegt so weit zurück, wie er noch fern ist, ich habe den Übergangsschlaf geschlafen und bin fremd. Meine Glieder liegen um mich herum, von der Mitte aus finde ich zurück. Ich bewege ein Bein, ziehe das andere heran, hole die rechte Hand ein, berühre die Hüfte, den Hals, die Stirn, ich stütze mich auf den Unterarm. Versuche, in der Dunkelheit Linien auszumachen und zu deuten. Der untere Rand des Fensters zeigt sich nach einer Weile als Tischkante, über mir löst sich ein Balken aus der Schwärze, die sich in den Ecken verdichtet, die durch Wände verbunden werden, die ein Zimmer ergeben, von dem aus man über einen Gang in den größeren Raum gelangt, wo die Tür nach draußen ist. Seit mehreren Wochen bin ich schon in dieser Landschaft, in der die Häuser weit verstreut und vereinzelt stehen. Das Geräusch muss mich geweckt haben. Ein Streifen. Die Katze, die wartet, bis der Morgen graut und sie zu fressen bekommt.

Ein Streifen ist kein Geräusch. Zu dieser Stunde wartet nichts und niemand. Es gibt welche, die ausharren, und es gibt welche, die sind in ihrem Element. Die Katze bleibt morgens in sicherer Entfernung, bis ich mich ins Haus zurückgezogen habe, ehe sie herankommt, um zu fressen. Keine Vertraulichkeit. Ich lege den Kopf zurück auf den Polster, ziehe die Beine vor den Bauch und die dünne Decke fester. Zu spät, der schützende Schlaf ist abgefallen. Ich gehöre nicht hierher. In der Gegend gibt es Wölfe, sie sind zurückgekommen und werden mehr. Bewegen sich lässig und lautlos, die Schulterblätter unter dem Fell heben und senken sich bei jedem Schritt, selten bekommt sie jemand zu Gesicht. An der Wange spüre ich die Berührung der Gelse, die mich geweckt hat. Wenn ich nicht schlafe, werde ich zum Monstrum. Will einen Stecker anbringen, der die Luft im Raum vergiftet. Verlasse das Schlafzimmer und gehe hinüber, schalte das Deckenlicht ein. Mitten im Raum, reglos, eine Spinne, groß wie die Fläche meiner ausgestreckten Hand, zwischen ihren Kieferklauen eine Beute. Wir halten still. Ich senke den Kopf. Meine bloßen Füße auf dem Fliesenboden. Ich lösche das Licht und gehe zurück ins Bett. Meinen Kreis für die Nacht bezeichnen mein gerundeter Rücken und meine vor den Oberkörper gebeugten Arme und Beine. Die Gelse lässt sich auf der rechten Schulter nieder.

Ich stehe vor dem Haus, den linken Arm über die Brust gekreuzt, um mich an der rechten Schulter zu kratzen. Unten auf dem Feld hat es in der Nacht gebrannt, von schwarzen Haufen steigt Rauch auf, den der Wind über die offene Fläche nach Osten treibt. Aus der anderen Richtung kommt ein Hund gelaufen, mit wehender Rute, ein verirrtes Rauchfähnchen, zurückgeflogen, um mit dem Wind davonzuziehen. Lege die Hand an die Stirn, um die Augen zu beschatten. Der Himmel ist weiß, eine einzelne Wolke ebenso wenig auszumachen wie die Sonne hinter der Bedeckung. Der Hund trottet den Feldweg entlang, die Spuren der Räder und Schritte sind trocken und alt. Der Hund gehört zu einem Mann mit weißem Haar. Nicht nur das Alter hat jede unnötige Bewegung und jegliche Hast von ihm genommen, außer dem Gleichmut gibt es nichts mehr zu teilen. Der Mann, der zu dem Hund gehört, kann den anderen, der sein Gast ist, nicht bewirten. Es gibt keinen Wein, kein Brot, kein Wasser. Es gibt nichts, außer die Wege in der flachen Landschaft, die sie miteinander gehen, über den Boden, der nichts mehr hervorbringt.

Ehe es dunkel wird, gehe ich hinunter, schaue nach Glutnestern, finde in der Asche einige in noch warme Kohlen verwandelte Stücke Holz, die ich mit Erde bedecke. Rex Nemorensis nannten sie den König des Waldes, der ein entlaufener Sklave und ein Mörder war, weil er einzig durch Mord am alten König der neue werden konnte. Die Freiheit, eines Tages, der jeden Tag sein kann, getötet zu werden. Die Bar am Hauptplatz heißt Zum Goldenen Zweig, der Ort ist berühmt für den Wald und für die Erdbeeren, die darin wachsen. Ein Klima, in dem auch Misteln gut gedeihen. Die Eichen nicht mehr, die Eichen sterben hier wie anderswo. Ich fahre zurück in die Stadt, in den Norden.

Es ist kalt geworden. Wie in ein Bad aus Metall getaucht, wo ich mich bewege, gerate ich an die eisige Hülle. Nach dem Aufwachen nicht zu wissen, wo man sich befindet, setzt eine Vorstellung von Raum und vom eigenen Körper voraus. Ich stelle fest, dass ich mich aufgesetzt habe und vor mich hinschaue. Das Mindeste ist das beständige Bemühen, sich zurechtzufinden. Man sollte den Ort, an dem man aufwacht, schon einmal gesehen haben und wiedererkennen oder aber begreifen, dass man an einem unbekanntem Ort aufgewacht ist. Man sollte wissen, dass man geschlafen hat. Ich weiß nicht, wie lange ich im Bett sitzend vor mich hinschaue, aber ich weiß jetzt wieder, dass es kurze und lange Dauer gibt. Ich habe geschlafen und ich bin aufgewacht. Ich friere.

Die Vorräte sind aufgebraucht, was es noch gibt, ist schwer zu bekommen. Ich muss zu überleben beginnen. Ich ziehe die Wollsocken an, die da liegen. Neben dem Bett stehen feste Schuhe bereit, sie anzuziehen bereitet wegen der dicken Socken Mühe, aber es gelingt. Die nächtlichen Straßen sind verlassen, die Luft ist trocken und kalt. Der Boden hier ist versiegelt. Im Wald ist der Boden feucht, im Wald gibt es Bäche und Quellen. Es gilt, Wald zu suchen. Vorne an der Ecke, neben dem geschlossenen Supermarkt, ein Gittertor, durch das ein Schatten verschwindet, schmal und lautlos. Auf allen Vieren. Es kostet Überwindung. In dunkler Nacht knie ich auf dem Gehsteig, den Oberkörper aufrecht, die kalten Kniescheiben auf dem Asphalt. Tiere riechen das Wasser und wittern mich. Es gilt, ihrer Spur zu folgen. Ich lasse mich fallen, auf die Hände, ein Reißen in den Sehnen. Los.

Andrea hat Weihnachten nicht mehr mit ihrer Familie verbracht, seit sie alt genug dafür ist. Andrés heißt ihr Freund, der in diesen Tagen seine Familie in Spanien besucht. Miriams Freundin arbeitet an den Feiertagen, die Kollegen sind ihr dankbar, dass sie Dienst macht. Sie verbringt so wenig Zeit wie möglich in der Wohnung, in der sie mit ihrer Mutter lebt, die auf sie angewiesen ist und mit der sie nur das Nötigste spricht. Miriam kennt die Wohnung mit der Mutter bloß aus Erzählungen. Wenn sie und die Freundin zusammen sind, dann in Miriams Wohnung. Andrea hat teuren Wein gekauft, sie öffnet eine weitere Flasche. Wir sprechen über staatliche Unterstützungsleistungen und schwarz bezahlte Honorare, und Andrea sagt, sie will ein wenig Leichtigkeit heute Abend. Zum Nachtsch gibt es Schokoladenkuchen. Andrea erzählt von der Ausstellung, die sie machen will. Eine Frau, besessen von Selbstportraits, von der Suche nach dem einen Foto, das sie so zeigt, wie sie sich selbst sieht. Das spießt sich an der Perspektive. Deshalb will Andrea Fotos, die sie von sich selbst macht, jeweils verdoppeln und einander gegenüberstellen. Die Fenster sind weit geöffnet, es ist eine milde Nacht. Wir halten inne, wenn die Sirenen ganz nahe sind, sprechen weiter, wenn das Heulen sich wieder entfernt. Miriam fragt, ob ich mich wohlfühle in meiner neuen Wohnung. Bis jetzt schon. Andrea lacht. Sie legt spanische Musik auf und erhebt ihr Glas. Auf das Leben, das uns verbraucht. Miriam

singt zur Musik und Andrea fordert mich auf. Sie legt beide Hände auf meine Hüften, wir tanzen Bauch an Bauch, in einer Umarmung.

Morgens sitze ich am Tisch, meine Hand hält einen Stift, ich halte den Blick gesenkt. Schemenhafte Gestalten am oberen Blickfeldrand, die stete Täuschung, dort, am Horizont, wären sie. Der Horizont trennt Beobachtbares von Unbeobachtbarem. Schaue ich hoch, sind die Gestalten verschwunden, erst über dem Papier tauchen sie erneut auf. Versuche, den Blickfeldrand hinauszuschieben, ein kleines Stück nach oben und noch eines. Die Hand hält den Stift, ich halte die Verbindung, hebe den Blick weiter, zum Fenster, auf die Straße hinaus, weiter.